



1924-11-21

## Herbsttage in Schlesien

Lilly Klaudy

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19241121&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "Herbsttage in Schlesien" (1924). *Essays*. 524.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/524](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/524)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## *Herbsttage in Schlesien.*

Von Lilly Klaudy.

Von all den kleinen Städten, die ich kenne, und ihre Zahl ist nicht gering, wüßte ich keine, die in ihrer Selbsteinschätzung so bescheiden wäre, wie das heutige „Opava“, die vormalige Hauptstadt Oesterreichisch-Schlesiens. Ich bin hier von Buchhandlung zu Buchhandlung gelaufen, vom Oberring in die Sperrgasse, von Zwischenmärkten nach dem Niederring, um einen Führer durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt aufzutreiben, und habe überall nur achselzuckendes Bedauern, erstauntes Verneinen gefunden und zur Antwort den Bescheid bekommen: „Wozu einen Führer, da wir doch keine Sehenswürdigkeiten haben?“ . . . Diese Bescheidenheit, die sich selbst so gar nichts gelten lassen will, die alles gering achtet, was heimisch ist, ist sie nicht unverkennbar österreichische Art, treulich gewahrt im fremd gewordenen Land?

*Faire la violette* – das ist zuweilen ja ganz schön. Allein die gute Oppastadt tut damit doch ein wenig unrecht an sich selbst. Auch sie hat ihre Eigenart, und wenn auch keine weltberühmten Galerien und vorbildlichen Baudenkmäler, so doch immerhin ihre Ueberlieferung und ihre unbestreitbaren Reize, was alle jene, die Troppau aus den Vorkriegstagen kennen, da es noch österreichische Garnison und eine Hochburg des Deutschtums war, gern und dankbaren Herzens bestätigen werden.

Freundlich und sauber liegt unsere einstige Landeshauptstadt dort, wo die östlichen Ausläufer des mährisch-schlesischen Gesenkes in die Oppaniederung übergehen und die Wege aus dem Gebirge sich mit jenen der Ebene schneiden, in einem Kranz von Wiesengrün und prangender Getreidepracht. An Rübenpflanzungen vorbei, durch Saatengrün und Felderbreiten schiebt sich die Oppa hin, mit sanftem, friedlichem Geplauder, trotz ihres respektablen Ranges als Hauptfluß des schlesischen Westens, anspruchslos schlank, fast möchte man sagen bachfromm. Lauscht man dem Rhythmus ihrer Wellenmelodie, so klingt es wie ein unermüdliches Skandieren desselben Kehrreims zu den Ufern auf: „An d'r Oppa . . ., an d'r Oppa. . .“ Und so, das heißt durch eine derartige Zusammenziehung, mag wohl auch der Name der Stadt entstanden sein, wenn anders nicht jene zweite etymologische Deutung recht behält, derzufolge die dermalige geographische Bezeichnung eine korrumpierte Form von „Oppau-Au“ sein soll. Verbürgt ist jedenfalls keine der beiden Annahmen, ebensowenig als mit Gewißheit angegeben werden kann, wann und von wem die Stadt eigentlich gegründet worden ist. Stürme aller Art sind in verschollenen Jahrhunderten über die Oppastadt hinweggebraust. Führte Troppau nach Art manch deutscher Hausfrau ein Gästebach, es dürfte sich wahrlich manch stolzer und bedeutsamer Eintragung rühmen. General Ziethen, Torstenson haben sie heimgesucht, desgleichen König Johann Sobieski auf seinem Zuge wider der Türken, später de la Motte Fouqué, Friedrich der II und kurze Zeit nach dem Teschner Frieden Kaiser Josef. Ein Ereignis aber, durch welches der Name der Stadt Troppau in der ganzen Welt bekannt und historisch merkwürdig geworden ist, war der Monarchenkongreß, der im Jahre 1820 in ihren Mauern tagte.

Ein Säkulum ist darüber hingegangen. Es hat Leben vernichten, Bündnisse zersprengt, Freundschaften gebrochen. Nur die Festkulisse des politischen Schauspieles von Anno 1820 besteht heute noch zum großen Teile und zeugt in reizend naiver Weise von der drolligen Großmannssucht der damals ach, so kleinen Kleinstadt. Was dem Alltag recht und billig diente, schien ihr als Rahmen einer Kaiserentrevue plötzlich zu dürftig. Und also wuchs die Stadt mit ihrem höheren Zwecken – da es aus Zeitknappheit und sicher auch aus pekuniären Gründen nicht in die Länge und die Breite ging – entschlossen in die Höhe. Kleine, geduckte Bürgerhäuser

mit schmalen Eingangstoren und winzigen Fenstern sollten auf einmal imposant aussehen. Deshalb bekamen sie, gewissermaßen über Nacht, ein zweites oder drittes Stockwerk aufgesetzt, das aber in Wahrheit gar kein Stockwerk war, sondern lediglich die heuchlerische Maske eines solchen, eine bloße Fassade \*), mit Fenstern, hinter denen der blaue Himmel steht, nachsichtig lächelnd über Eitelkeit und Prahlucht seiner Kreaturen.

Inmitten einer Runde von alten und uralten Häusern stehen, anmutig und artig wie ein Tänzer-paar beim Kontertanz, zwei der für das gesellschaftliche Leben Troppaus bedeutsamsten Gebäude auf dem Hauptplatz einander gegenüber, das „Schmetterhaus“ mit seinem ehrwürdigen, dreihundert Jahre alten Turm und dem als Treffpunkt beliebten Stadtcafé und auf der anderen Seite das ganz reizende, im Renaissancestil gehaltene, aus dem Jahre 1805 stammende und 1881 umgebaute Stadttheater. Sennora Papita hat von seinen Brettern aus ein versunkenes Geschlecht in Begeisterung und Entzücken versetzt, und zahlreiche Sterne, die heute sieghaft am Himmel der Kunst brillieren, dürften hier ihr noch bescheidenes Licht zum erstenmal leuchten lassen. Auch heute ist die Troppauer Bühne immer noch ein beliebter Tummelplatz für junge, heranreisende Talente, unter denen Wienertum und Wiener Schule stark überwiegen. Sie haben es aber keineswegs leicht, die Troppauer Mimen. Ihre Richter sind strenger und anspruchsvoller, als Kleinstadtpublikum es im allgemeinen zu sein pflegt und vielleicht auch sein dürfte. Indes Wien und Prag, in wenigen Stunden bequem erreichbar, haben Sinn und Geschmack der hiesigen Theaterbesucher an erstklassige Darbietungen gewöhnt und dadurch einen Maßstab geschaffen, dem nur wirklich Gutes standzuhalten vermag. Ensemble und Ausstattung überraschen denn auch vielfach durch die Qualität des von ihnen Gebotenen. Ich habe kürzlich hier einen „Sängerkrieg auf der Wartburg“ erlebt, der sich sehen und hören lassen dürfte, und auch das Schauspiel schickt Kräfte ins Vordertreffen, denen man auf den Kopf zusagen möchte, daß ihr Stationweg mit dem Ziel einer guten Großstadtbühne sich wohl nicht allzu langwierig gestalten dürfte.

Im Stadtpark hinter der Jaktarvorstadt beginnen die Blätter sich mählich von den Zweigen zu lösen. Wie müde, lichtberauschte Falter taumeln sie durch die stillgewordene, immer noch frühlingssmilde Luft, schmiegen sich heimverlangend an die Erde und vergolden noch im Sterben Rasen und Scholle.

In Grätz, eine halbe Stunde von der Stadt, brennt der Park lichterloh in Gold und Purpur. Jede Baumreihe scheint ein Fackelzeile. Auf steilem Felsen ragt das Schoß über das Mohratal. Ein trotziger Herrnsitz – einstmals die „Beste Grätz“! Ihre Geschicht[e] reicht weit zurück bis in das elfte Jahrhundert. Laut Ueberlieferung saß damals „ein eigener Burggraf dort, die polnische Gränze bewachend“.

Die alten Bäume um die Oktoberwiese Altmeister Rudolf Alt hat sie zum Teil mit seinem Stift verewigt – die alten Bäume rauschen und raunen. Es ist ein Singen und Sagen wie von verschollenen Zeiten, von Lieben, Treubruch und Verrat.

Ein Flüstern geht von Wipfel zu Wipfel: das war die Königin Kunigunde, die, sechzehn-jährig, dem verwitweten Böhmenkönig angetraut worden war. Przemysl Ottokar II. – er zählte damals schon an vierzig Jahre. . . . Und Zawisch von Falkenstein, das Haupt des Hauses Rosenberg, gewann der Königin Gunst. . . . Von Ottokar als Hochverräter des Landes verwiesen und seiner Würden und Güter entsetzt, floh Zawisch nach Tharand, einer alten Stadt in Sachsen, wo er bei Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, gastlich Aufnahme fand. Und wieder entzündet der Falkensteiner ein Frauenherz, und wieder bricht er die Treue. Auf die

Nachricht von dem tragischen Ende Ottokars in der Schlacht bei Laa verläßt er Gothelindis, des Markgrafen Tochter, und eilt, von dem Fluch der Getäuschten begleitet, Kunigunde aus der Feste Besig zu befreien. In der Gruft der Minoritenkirche zu Znaim, am Sarge Ottokars, wollen die beiden heimlich durch Priestersegen miteinander verbunden werden. Und wirklich legt ein Pater Zawisch' und Kunigundens Hände ineinander, doch ahnt er so wenig wie der getäuschte Bräutigam, daß unter dem Schleier der Braut statt Kunigunde die rachelustige Gothelindis sich birgt. Später mag der Betrug aber doch irgendwie ans Licht gekommen sein, denn am 27. August 1279 läßt Zawisch sich um Mitternacht in der Kirche zum Herzen Jesu in Znaim zum zweitenmal trauen, und diesmal – darüber besteht kein Zweifel – tatsächlich mit Kunigunde. Aber o weh! der vermeintliche Stellvertreter Gottes ist in Wahrheit niemand anderer als Gothelindis, die Ränkesüchtige, im Priesterkleid, und da sie, ihrer Rolle gemäß die Zeremonie der Trauung vornimmt, ist diese abermals Lug und Trug, ohne daß die Verbundenen des Schelmenstreiches inne werden. Mit ihrem Werk zufrieden, kehrt Gothelindis, die rechtmäßige Gattin des Falkensteiners, in ihre sächsische Heimat zurück, indes Kunigunde sich in Troppau und Grätz einen glänzenden Hofstaat einrichtet und daselbst bis einige Jahre vor ihrem Tod als „Herrin der Troppauer Provinz“ ein Leben des Prunkes und der Verschwendung führt.

Solche und andere Kunde rauschen die alten Bäume im fürstlich Lichnowskischen Park zu Grätz' und manchem Operndichter könnte aus ihrem Flüstern wertvolle Anregung werden. Stolz und gewaltig ruht das Schloß auf seinem Felsensockel. Es hat Beethoven gesehen, der eines Tages in einer zornigen Wallung, gehetzt von allen bösen Geistern der Eifersucht, heimlich aus Grätz entwich, zu Fuß nach Troppau flüchtend, wo er bei Dr. Weiser, seinem Freund, im alten Krankenhaus Obdach und Ruhe fand. Und es hat später das Brillante Genie Franz Liszts in seinen Mauern beherbergt, in diesen Mauern, um die wundersam der Atem versunkener Jahrhunderte webt.

Langsam verdämmert der Tag. Die waldigen Hügel jenseits des Flusses beginnen sich bläulich zu verschatten. Nur am Westhimmel lodert und glüht es noch. Die flammende Verheißung eines Morgens, so strahlend schön, so sonnenklar und blau, wie es das Heute, das Gestern, das Vorgestern gewesen in diesem gebenedeiten Herbst, der Schulden zu zahlen scheint für seinen mißbratenen Bruder Sommer.

Nun ist es ganz still geworden – Feierabend. Nur am andern Ende der Stadt, wo die Schlote der Fabriken zum Himmel ragen, gegen Jägerndorf und Freundenthal zu, herrscht rastlose Emsigkeit. Dort, wo die Oefen nie erlöschen dürfen, in den Großwerkstätten, hat der Begriff Nachtruhe keine Gültigkeit. Die Fabriken schauen mit unzähligen glitzernden Lichtaugen wach und lebendig in die Nacht. Der süßliche Geruch der Rüben, die in erdfarbenen Bergen sich an der Schwemmanlage türmen, erfüllt die Luft.

Vollmondnacht. Aus der blauseidenen Himmelsdecke schlüpfen nach und nach flimmernd die Sterne. Eine frische Brise weht von der ganz nahen preußischen Grenze her. Sie bringt den Atem schlafender Felder mit und ist wie ein saches Grüßen aus Bruderland.

Und da klingt mir ein Wort in der Erinnerung nach, das ich neulich im Vorübergehen irgendwo aufgefangen und wohl auch ein bißchen belächelt habe. Nun aber salutiere ich verständnisvoll seinem berechtigten Stolz und genieße dankbar seine naive Wahrheit, die also lautet: „Schienn ies d'r Herbst ei d'r Schles' – wenn a schienn ies. Ober doas ies doas Schienne: a fes immer schienn . . .“

---

\*) Und so findet man heute noch am Oberring, am Niederring und in der Fleischergasse eine ganze Menge solcher possierlich großtuender Kongreßbaulügen.

# Feuilleton.

## Herbsttage in Schlesien.

Von Villy Klauy.

Von all den kleinen Städten, die ich kenne, und ihre Zahl ist nicht gering, wüßte ich keine, die in ihrer Selbsteinschätzung so bescheiden wäre, wie das heutige „Opava“, die vormalige Hauptstadt Oesterreichisch-Schlesiens. Ich bin hier von Buchhandlung zu Buchhandlung gelaufen, vom Oberring in die Sperrgasse, von Zwischenmärkten nach dem Niederring, um einen Führer durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt aufzutreiben, und habe überall nur achselzuckendes Bedauern, erstauntes Verneinen gefunden und zur Antwort den Bescheid bekommen: „Wozu einen Führer, da wir doch keine Sehenswürdigkeiten haben?“ . . . Diese Bescheidenheit, die sich selbst so gar nichts gelten lassen will, die alles gering achtet, was heimisch ist, ist sie nicht unverkennbar österreichische Art, treulich gewahrt im fremd gewordenen Land?

Faire la violette — das ist zuweilen ja ganz schön. Allein die gute Oppastadt tut damit doch ein wenig unrecht an sich selbst. Auch sie hat ihre Eigenart, und wenn auch keine weltberühmten Galerien und vorbildlichen Baudenkmäler, so doch immerhin ihre Ueberlieferung und ihre unbestreitbaren Reize, was alle jene, die Troppau aus den Vorkriegstagen kennen, da es noch österreichische Garnison und eine Hochburg des Deuththums war, gern und dankbaren Herzens bestätigen werden.

Freundlich und jauber liegt unsere einstige Landeshauptstadt dort, wo die östlichen Ausläufer des mährisch-schlesischen Gesenkes in die Oppaniederung übergehen und die Wege aus dem Gebirge sich mit jenen der Ebene schneiden, in einem Kranz von Wiesengrün und prangender Getreidepracht. An Rübenpflanzungen vorbei, durch Saatengrün und Felderbreiten schiebt sich die Oppa hin, mit sanftem, friedlichem Geplauder, trotz ihres respektablen Ranges als Hauptfluß des schlesischen Westens, anspruchslos schlank, fast möchte man sagen bachfromm. Lauscht man dem Rhythmus ihrer Wellenmelodie, so klingt es wie ein unermüdeliches Skandieren desselben Mehrreims zu den Ufern auf: „An d'r Oppa . . . an d'r Oppa . . .“ Und so, das heißt durch eine derartige Zusammenziehung, mag wohl auch der Name der Stadt entstanden sein, wenn anders nicht jene zweite etymologische Deutung recht behält, derzufolge die dormalige geographische Bezeichnung eine korrumpierte Form von „Oppau-Au“ sein soll. Verbürgt ist jedenfalls keine der beiden Annahmen, ebensowenig als mit Gewißheit angegeben werden kann, wann und von wem die Stadt eigentlich gegründet worden ist. Stürme aller Art sind in verschollenen Jahrhunderten über die Oppastadt hinweggebraust. Füllhete Troppau nach Art manch deutscher Hausfrau ein Gästebach, es dürfte sich wahrlich manch stolzer und bedeutsamer Eintragung rühmen. General Zietzen, Torstenjoun haben sie hingenickt, desgleichen König Johann Sobieski auf seinem Zuge wider die Türken, später de la Motte Fouqué, Friedrich der II und kurze Zeit nach dem Teichner Frieden Kaiser Josef. Ein Ereignis aber, durch welches der Name der Stadt Troppau in der ganzen Welt bekannt und historisch merkwürdig geworden ist, war der Monarchenkongreß, der im Jahre 1820 in ihren Mauern tagte.

Ein Säkulum ist darüber hingegangen. Es hat Leben vernichtet, Bündnisse zerjorenat, Freundschaften gebrochen. Nur die Festkulisse des politischen Schauspielles von Anno 1820 besteht heute noch zum großen Teile und zeugt in

reizend naiver Weise von der vrolligen Großmannsjucht der damals ach, so kleinen Kleinstadt. Was dem Alltag recht und billig diente, schien ihr als Rahmen einer Kaiserentrevue plötzlich zu dürftig. Und also wuchs die Stadt mit ihren höheren Zwecken — da es aus Zeitknappheit und sicher auch aus pekuniären Gründen nicht in die Länge und die Breite ging — entschlossen in die Höhe. Kleine, geduckte Bürgerhäuser mit schmalen Eingangstoren und winzigen Fenstern sollten auf einmal imposant aussehen. Deshalb bekamen sie, gewissermaßen über Nacht, ein zweites oder drittes Stockwerk aufgesetzt, das aber in Wahrheit gar kein Stockwerk war, sondern lediglich die heuchlerische Maske eines solchen, eine bloße Fassade\*), mit Fenstern, hinter denen der blaue Himmel steht, nachsichtig lächelnd über Eitelkeit und Prahljucht seiner Kreaturen.

Zumitlen einer Runde von alten und uralten Häusern stehen, armütig und artig wie ein Tänzerpaar beim Stontertanz, zwei der für das gesellschaftliche Leben Troppaus bedeutsamsten Gebäude auf dem Hauptplatz einander gegenüber, das „Schmeitlerhaus“ mit seinem ehrwürdigen, dreihundert Jahre alten Turm und dem als Treffpunkt beliebten Stadtkafe und auf der anderen Seite das ganz reizende, im Renaissancestil gehaltene, aus dem Jahre 1805 stammende und 1884 umgebaute Stadttheater. Sennora Pepita hat von seinen Brettern aus ein versunkenes Geschlecht in Begeisterung und Entzücken versetzt, und zahlreiche Sterne, die heute sieghaft am Himmel der Kunst brillieren, dürften hier ihr noch bescheidenes Licht zum erstenmal leuchten lassen. Auch heute ist die Troppauer Bühne immer noch ein beliebter Tummelplatz für junge, heranreisende Talente, unter denen Wienerium und Wiener Schule stark überwiegen. Sie haben es aber keineswegs leicht, die Troppauer Mimen. Ihre Richter sind strenger und anspruchsvoller, als Kleinstadtpublikum es im

\*) Und so findet man heute noch am Oberring, am Niederring und in der Fleischergasse eine ganze Menge solcher possierlich großtuender Kongregbaulagen.

allgemeinen zu setz pflegt und vielleicht auch sein dürfte. Indes Wien und Prag, in wenigen Stunden bequem erreichbar, haben Sinn und Geschmack der hiesigen Theaterbesucher an erstklassige Darbietungen gewöhnt und dadurch einen Maßstab geschaffen, dem nur wirklich Gutes standzuhalten vermag. Ensemble und Ausstattung überraschen denn auch vielfach durch die Qualität des von ihnen Gebotenen. Ich habe kürzlich hier einen „Sängerkrieg auf der Wartburg“ erlebt, der sich sehen und hören lassen durfte, und auch das Schauspiel schickt Kräfte ins Vordertreffen, denen man auf den Kopf zusagen möchte, daß ihr Stationenweg mit dem Ziel einer guten Großstadtbühne sich wohl nicht allzu langwierig gestalten dürfte.

Im Stadtpark hinter der Jakarvorstadt beginnen die Blätter sich mählich von den Zweigen zu lösen. Wie müde, lichtberauschte Falter taumeln sie durch die stillgewordene, immer noch frühlingsmilde Luft, schmiegen sich heimverlangend an die Erde und vergolden noch im Sterben Rajen und Scholle.

In Grätz, eine halbe Stunde von der Stadt, brennt der Park lichterloh in Gold und Purpur. Jede Baumreihe scheint eine Fackelzeile. Auf steilem Felsen ragt das Schloß über das Mohratal. Ein troziger Herrrensitz — einstmals die „Beste Grätz“! Ihre Geschichte reicht weit zurück bis in das elfte Jahrhundert. Laut Ueberlieferung saß damals „ein eigener Burggraf dort, die polnische Gränze bewachend“.

Die alten Bäume um die Oktoberwieje — Altmeister Rudolf Alt hat sie zum Teil mit seinem Stift verewigt — die alten Bäume rauschen und raunen. Es ist ein Singen und Sagen wie von verschollenen Zeiten, von Liebe, Treubruch und Verrat.

Ein Klüstern geht von Wipfel zu Wipfel: das war die Königin Kunigunde, die, sechzehnjährig, dem verwitweten Böhmenkönig angetraut worden war. Přemysl Ottokar II. — er zählte damals schon an vierzig Jahre. . . . Und Rawitz

von Falkenstein, das Haupt des Hauses Rosenberg, gewann der Königin Gunst. . . . Von Ottokar als Hochverräther des Landes verwiesen und seiner Würden und Güter entsetzt, floh Zawisch nach Tharand, einer alten Stadt in Sachsen, wo er bei Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meissen, gastlich Aufnahme fand. Und wieder entzündet der Falkensteiner ein Frauenherz, und wieder bricht er die Treue. Auf die Nachricht von dem tragischen Ende Ottokars in der Schlacht bei Laa verläßt er Gothelindis, des Markgrafen Tochter, und eilt, von dem Fluch der Getäuschten begleitet, Kunigunde aus der Feste Besig zu befreien. In der Gruft der Minoritenkirche zu Znaim, am Sarge Ottokars, wollen die beiden heimlich durch Priestersegen miteinander verbunden werden. Und wirklich legt ein Vater Zawisch' und Kunigundens Hände ineinander, doch ahnt er so wenig wie der getäuschte Bräutigam, daß unter dem Schleier der Braut statt Kunigunde die rachelustige Gothelindis sich birgt. Später mag der Betrug aber doch irgendwie ans Licht gekommen sein, denn am 27. August 1279 läßt Zawisch sich um Mitternacht in der Kirche zum Herzen Jesu in Znaim zum zweitenmal trauen, und diesmal — darüber besteht kein Zweifel — tatsächlich mit Kunigunde. Aber o weh! der vermeintliche Stellvertreter Gottes ist in Wahrheit niemand anderer als Gothelindis, die Ränkesüchtige, im Priesterkleid, und da sie, ihrer Rolle gemäß die Zeremonie der Trauung vornimmt, ist diese abermals Lug und Trug, ohne daß die Verbundenen des Schelmenstreiches inne werden. Mit ihrem Werk zufrieden, kehrt Gothelindis, die rechtmäßige Gattin des Falkensteiners, in ihre sächsische Heimat zurück, indes Kunigunde sich in Troppau und Grätz einen glänzenden Hofstaat einrichtet und daselbst bis einige Jahre vor ihrem Tod als „Herrin der Troppauer Provinz“ ein Leben des Prunkes und der Verschwendung führt.

Solche und andere Kunde tauschen die alten Bäume im fürstlich Tichnowskischen Park zu Grätz' und manchem Operndichter könnte aus ihrem Flüstern wertvolle Anregung werden. Stolz und gewaltig ruht das Schloß auf seinem

Felsensockel. Es hat Beethoven gesehen, der eines Tages in einer zornigen Wallung, gehehrt von allen bösen Geistern der Eifersucht, heimlich aus Grätz entwich, zu Fuß nach Troppau flüchtend, wo er bei Dr. Weiser, seinem Freund, im alten Krankenhaus Obdach und Ruhe fand. Und es hat später das brillante Genie Franz Liszts in seinen Mauern beherbergt, in diesen Mauern, um die wundersam der Atem versunkener Jahrhunderte weht.

Langsam verdämmt der Tag. Die waldigen Hügel jenseits des Flusses beginnen sich bläulich zu verschatten. Nur am Westhimmel lodert und glüht es noch. Die flammende Verheißung eines Morgens, so strahlend schön, so sonnenklar und blau, wie es das Heute, das Gestern, das Vorgestern gewesen in diesem gebenedeiten Herbst, der Schulden zu zahlen scheint für seinen mißratenen Bruder Sommer.

Nun ist es ganz still geworden — Feierabend. Nur am andern Ende der Stadt, wo die Schloten der Fabriken zum Himmel ragen, gegen Jägerndorf und Freundenthal zu, herrscht rastlose Emsigkeit. Dort, wo die Dofen nie erlöschen dürfen, in den Großwerkstätten, hat der Begriff Nachtruhe keine Gültigkeit. Die Fabriken schauen mit unzähligen glitzernden Lichtaugen wach und lebendig in die Nacht. Der süßliche Geruch der Rüben, die in erdfarbenen Bergen sich an der Schwenmanlage türmen, erfüllt die Luft.

Vollmondnacht. Aus der blaueidenden Himmelsdecke schlüpfen nach und nach flimmernd die Sterne. Eine frische Brise weht von der ganz nahen preußischen Grenze her. Sie bringt den Atem schlafender Felder mit und ist wie ein sachtes Grüßen aus Bruderland.

Und da klingt mir ein Wort in der Erinnerung nach, das ich neulich im Vorübergehen irgendwo aufgefangen und wohl auch ein bißchen belächelt habe. Nun aber salutiere ich verständnisvoll seinem berechtigten Stolz und genieße dankbar seine naive Wahrheit, die also lautet: „Schienn ies d'r Herbst ei d'r Schless' — wenn a schienn ies. Ober doas ies doas Schienne: a ies immer schienn . . .“